

Über das Schicksal einer Bibliothek

Autor(en): **Lavater-Sloman, Mary**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **1 (1944)**

Heft 1

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-387463>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gesinnung und gleichsam als Ersatz für die Religion⁵, betrachtet den furchtbaren Kriegszug der Franzosen gegen Nidwalden als notwendig verdienstlich, stimmt der Todesstrafe für Dienstverweigerer und Widersetzliche zu. Endlich verhilft ihm sein Eifer zum Amte des Regierungskommissärs für den Kanton Solothurn, und hier übt der wildgewordene Pillendreher eine Schreckensherrschaft aus, die in unserm Lande ihresgleichen sucht. Er verhängt eine Reihe von Todesurteilen; so kostet es dem Herbetswiler Wirt den Hals, in seinem Dorfe den Freiheitsbaum gefällt zu haben.

Die Guillotine hält ihren Siegeszug, der harmlose Funkendichter ist ein kleiner Robespierre geworden.

Wie hat er vor einem Dutzend von Jahren in seinem Büchlein geschrieben? «O Geheimnis der Gottheit, Liebe! zu der immer mein Herz zurückkehrt, bei der immer meine Philosophie still steht! ...» Und an anderer Stelle: «Schöne Liebe,

⁵ Wernle, S. 116.

die etwas anders wollen, wissen, thun kan und mag – als lieben – ... O daß ich wüßte wo die wären die warm sind – daß sie mit mir fühlen können; die Vorurtheilslos sind – daß sie mich verstehen können!»

In seiner Vaterstadt darfsich Wernhard Huber nicht mehr blicken lassen. «In dem Basel der Mediation wehte ein scharf reaktionärer Wind; man war dort schlecht zu sprechen auf die Führer und Veranstalter der Revolution von 1798. Wernhard Huber blieb das schwerste Geschick nicht erspart, das Los, in seiner Heimat völlig entwurzelt zu sein⁶.»

1818 stirbt in Bern, von seinen Mitbürgern gemieden und vergessen, der Larifunkus. Sein Büchlein hat sich da und dort aus verborgenem Dasein in unsere Zeit gerettet. Mein Exemplar hat laut den Eignervermerken die Besonderheit, seit seinem Erscheinen bis vor wenigen Jahren in Händen der Familie Huber gewesen zu sein.

⁶ Wernle, S. 126.

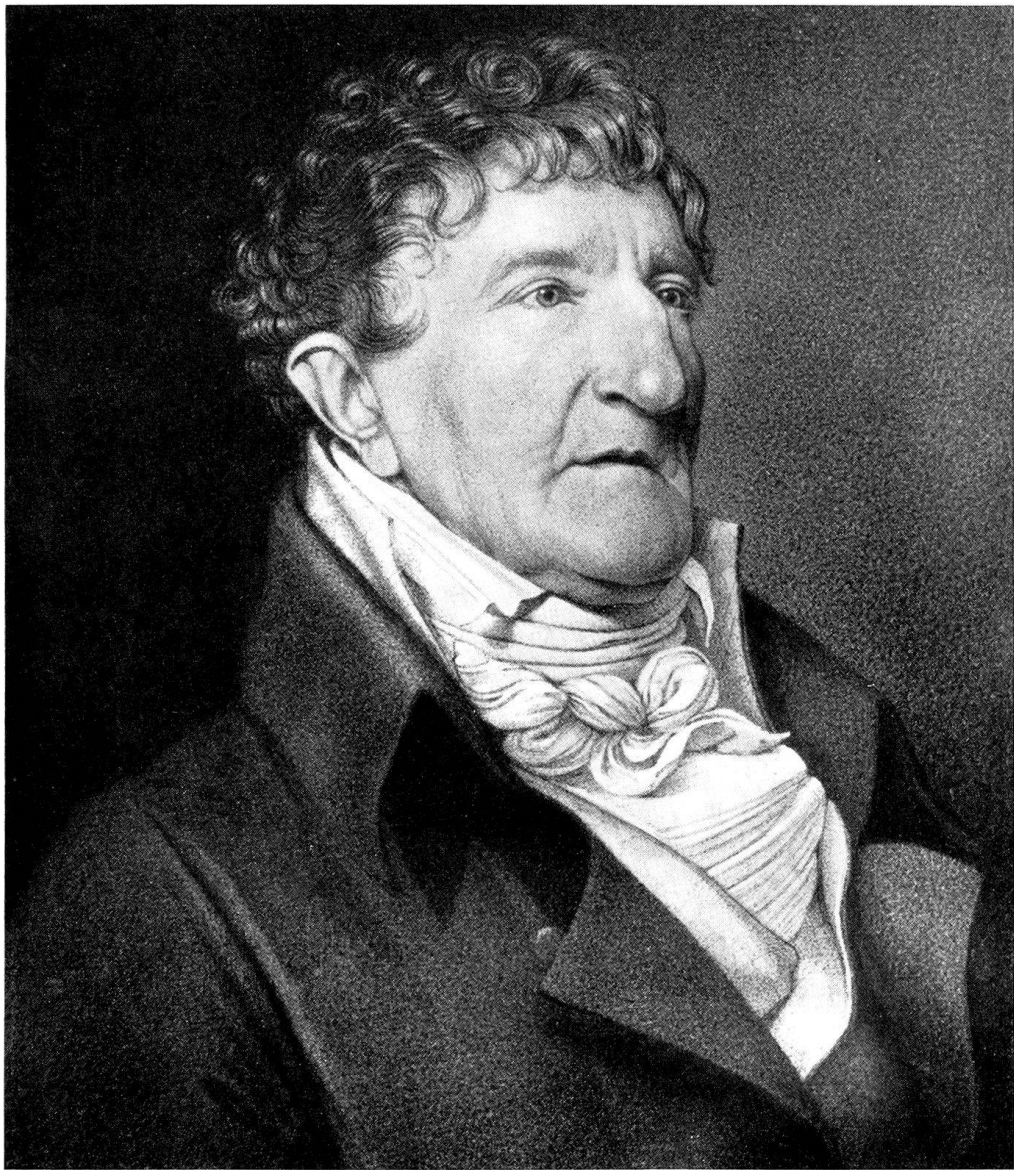
Mary Lavater-Sloman | Über das Schicksal einer Bibliothek



In einem schönen Hause in Winterthur wird in einem Turmzimmer eine Bibliothek von über dreitausend Bänden aufbewahrt, die ein wahres Juwel einer Bücherei darstellt. Diese Bibliothek ist belebt von den Geistern einer andern Epoche, wurde sie doch nicht in neuerer Zeit gesammelt und zusammengekauft, sondern in der Hauptsache in einer Zeit erworben, in der die Werke als Neuheiten erschienen; an jedem Band hängt ein wenig Weltgeschichte, persönliches Schicksal, Freundschaft mit den Autoren und den Großen jener Zeit. Es handelt sich um die Bibliothek Henri Meisters, des Zürcher Schöngelstes und Schriftstellers, der von 1744–1826 lebte und schon in der Jugend einer religiösen Aufklärungsschrift wegen nach Paris fliehen mußte.

Henri Meisters ganzes ereignisreiches Leben liegt in diesen Büchern. Da ist die siebzigbändige Kehlsche Originalausgabe von Voltaire, ungeschnitten, in Karton gebunden, wie Meister sie wohl in der Bewunderung für den alten Weisen

kaufte, der ihn, den jungen Freigeist, mit anerkennenden Worten in den Kreis seiner großen Gesinnungsgenossen eingeführt hatte. Da sind in einem Band vereinigt die Contes moraux von Diderot, dessen Mitarbeiter Meister war, und die Idyllen Salomon Geßners, die er, Meister, übersetzt hatte. In dieses Exemplar sind ein Dankesbrief Geßners an den Vater des Autors und der handschriftliche Entwurf zu einer Widmung Meisters an Geßner hineingehftet; erst eine spätere Ausgabe enthält die gedruckte Widmung. Die Erstausgabe Buffons spricht von der Freundschaft Meisters zu diesem Gelehrten, mit dem er wöchentlich einmal im Neckerschen Hause zu speisen pflegte. Die Liederkompositionen Jean-Jacques Rousseaus, eine prachtvolle Ausgabe, sind wahrscheinlich ein Geschenk von Madame Necker, der Freundin und Gönnerin Meisters, jedenfalls figuriert er nicht unter den Subskribenten, zu denen die ganze königliche Familie sowie alle Fürstlichkeiten und Großen jener Epoche zählen; Madame Neckers Name findet sich jedoch zweimal auf dieser Liste, auf der eine Welt verzeichnet steht, die über kurzem von der Revolution hinweggefegt werden sollte. Auch die



*Der Bibliophile Jakob Heinrich Meister, 1744–1826.
Kohlezeichnung von Joh. Jak. Öri. Zentralbibliothek Zürich*

Comptes rendus des Finanzministers Necker fehlen in Meisters Sammlung nicht.

Neben diesen zeitgenössischen Werken stehen aber auch die prächtigsten alten Sachen: ein Petrarca von 1542, ein in Holz gebundenes Werk des Bernhard von Clairvaux: eine Inkunabel aus dem Jahre 1470 in prachtvoll erhaltenem Zustand. Ein kleines, dickes Bändchen Dante von 1552 und manches andere bibliophile Juwel.

Aus Meisters hinterlassenen Schriften wissen wir, daß seine Bibliothek sein liebster Besitz war: seine Welt, die ihm in der Heimat verloren gegangen war, sein Heim, nachdem er die Frau seines Herzens verloren hatte; zwischen seinen Büchern war Trost, Vergessen und Flucht in eine geistige Welt. Aber dann brach die Französische Revolution aus, Meister mußte fliehen, und seine geliebten Bücher blieben ungeschützt zurück. Sobald es jedoch möglich war, im Jahre 1795, begab er sich nach Paris, um seine Bibliothek zu suchen und sie nach Zürich zu spedieren, sofern sie noch vorhanden war.

Meister erzählt in seinem Bericht über diese Reise, wie er die Schätze der adligen Häuser in offenen Verkaufsbuden wiedergesehen habe; mit den kostbarsten Büchern aber hätten die Kinder auf der Straße gespielt, aus den Kupfern Papierschiffchen gemacht und sie in der Gosse treiben lassen. Seinen eigenen Besitz hatte zum Glück ein getreuer Kopist gehütet, so gut er es vermochte; einige der wertvollsten Werke waren immerhin verschwunden. Den Großteil seiner Bibliothek aber konnte Meister nach Zürich retten, wo er sie im Hause seiner Freunde Schultheß am Hirschengraben, seinem endgültigen Domizil, aufstellte.

Bis zu seinem Tode vergrößerte Meister seinen geliebten Bücherschatz; wieder waren es die Werke seiner Zeit: der Napoleonischen und der Epoche der Romantiker, die, viel gelesen, ihren Platz neben den Werken einer versunkenen Zeit erhielten.

Als Meister mit 82 Jahren starb, erfuhren seine Erben, daß er die Bibliothek seinem Lieblingsneffen, Johann Jakob Heß, vermacht habe. Dieser sehr feinkultivierte und gelehrte Mann lebte damals in Genf im Hause der Mutter seiner früheren Zöglinge, der Madame Rillet-Huber, einer Freundin der Madame de Staël. Heß hat literarisch vielleicht mehr geleistet als sein Onkel Meister, fand aber bei der Nachwelt niemals die

Beachtung, die er verdient. Schrieb er doch auf französisch ein Leben Ulrich Zwinglis, verfaßte eine ausgezeichnete Übersetzung der Maria Stuart von Schiller und übertrug vor allem die Werke Johannes von Müllers ins Französische; zudem war Heß ein Freund Capodistrias, Eynards und Lord Byrons sowie mancher anderer Philhellenen.

Heß hat die Bibliothek seines Onkels in hohen Ehren gehalten und sie seinerseits stark vermehrt. Als er im Jahre 1847 starb, ging die große Büchersammlung an sein Patenkind und Großneffen, Paul Reinhart-Sulzer in Winterthur, über. Da der Erbe aber erst elf Jahre zählte, bewahrten die Eltern des Knaben die Bücher in Säcken, Kisten und offen verschnürt auf dem Estrich des Hauses «Zum Unteren Steinberg» auf. Der siebzigbändige Voltaire zeigt noch heute die Druckstellen der Schnüre; ja, es scheint, als habe einer der kostbaren Bände als Untersatz für eine Salzsäureflasche gedient.

Als der Erbe, Paul Reinhart, im Jahre 1873 sein Haus auf dem Heiligenberg erbaute, ließ er die Bibliothek im Turmzimmer in offenen Schränken aufstellen; seine kaufmännische Tätigkeit erlaubte ihm allerdings nicht, sich mit den Büchern zu beschäftigen, aber seine Frau, Ida Sulzer, betreute die alten Schätze mit viel Liebe. Sie sorgte dafür, daß die Kostbarkeiten nicht an alle Welt ausgeliehen und keine Briefsammlungen mehr verbrannt wurden, wie es zur Zeit der frommen Großtante Heß geschehen war, die den Briefwechsel zwischen Henri Meister und seiner Geliebten, Madame de Vermeux, vernichtet hatte.

Und während Ida Reinhart-Sulzer eine besorgte Verwalterin der Sammlung war, wuchs neben ihr ein Enkel auf, den die Geister der beiden alten Herren, die wohl immer noch zwischen den Bücherregalen umgingen, zum ungenannten Erben einsetzten. Als Gymnasiast und Student verbrachte Albert Reinhart manche Stunde ordnend, schauend, lesend zwischen den Zeugen so lang vergangener Zeit, und als seine Großmutter im Jahre 1918 starb, übernahm er das Hüteramt über die Bibliothek. Einen ganzen Sommer lang wurden die Tausende von Exemplaren gebürstet, gelüftet und geöffnet der Wärme ausgesetzt. Es wurde ein Zettelkatalog angefertigt, die Schränke mit Glastüren versehen und der Raum mit Bildern der früheren Besitzer geschmückt. Die Inkunabeln aus dem Jahre 1470, die einen Teil

ihres Holzdeckels verloren hatten, ersetzte Albert Reinhart selber auf die geschickteste Art, so daß nun altes und neues Holz sowie das Originalschloß mit der Inschrift «Maria» den ehrwürdigen Band beschützen.

Die Bibliothek Henri Meisters und J. J. Heß'

ist eine Fundgrube an Kostbarkeiten, und alle Bibliophilen dürfen nur hoffen, daß der jetzige Besitzer, Dr. Albert Reinhart, über kurz oder lang eine wissenschaftliche Studie über diese seltene, so fühlbar belebte Bibliothek herausgeben wird.

E. St. | Handgemalter Buchschmuck



icht um das in Inkunabeln vielfach anzutreffende und zu Beginn des 16. Jahrhunderts noch übliche farbenfrohe Ausmalen von Zierbuchstaben und Bildholzschnitten geht es in diesen Zeilen, sondern um eine vornehme, bei uns selten gepflegte Art, dem Buche einen einzigartigen persönlichen Reiz zu verleihen: nämlich es mit Kunstblättern durchschließen zu lassen, die eigens für den Besitzer angefertigt werden.

Der französische Bücherfreund kennt diese selbständige Ausschmückung seiner Schätze längst. Er versieht Romane, die er liebt, mit Originalaquarellen und verschafft sich so die Freude, für ihn eindruckliche Stellen solcher Werke, an denen sein Herz hängt, zeitlebens im Bilde vor Augen zu haben.

Es kann ja wieder die alte Frage aufgeworfen werden, ob zeichnerische Darstellungen von Textabschnitten überhaupt ihre Berechtigung besitzen; ob sie nicht die Einbildungskraft des Lesers von den Absichten des Verfassers ablenken, sie oft geradezu zerstören; und ob nicht eine reine Zierausstattung den Begriff des Buchschmuckes am richtigsten treffe. Diese Einwände sind gewichtig. Vielleicht äußert sich darüber ein nachdenklicher Bücherfreund einmal in diesen Blättern. Für mein Teil möchte ich heute dazu sagen: Abbildungen dürfen eine Dichtung begleiten, wenn der Künstler einführend ist und stark genug, um sich dem Verfasser an die Seite zu stellen. Ich denke an Gotthelf und Anker. Oder an Walo von Mays reizvolle Zeichnungen zu Andersens Märchen; Hanns von Weber, ihr Herausgeber, hatte für solche Fragen ein sicheres Gefühl. Wogegen die «Bebilderung» zahlloser aus Geschäftssinn

entstandener numerierter Prunkdrucke aus den Zwanzigerjahren abschreckende Gegenbeispiele bietet, mögen die Tafeln darin auch in den edelsten Verfahren hergestellt worden sein. Übrigens ist nicht gesagt, daß einem großen Künstler in allen Fällen treffliche Buchbilder gelingen werden.

Lassen wir die grundsätzliche Frage der «Illustration» bis auf diese Andeutungen unerörtert. Das Gefallen daran ist bei vielen vorhanden; es kann und soll nicht unterdrückt werden.

Der Bibliophile ist, um zu dem Fremdwort ein zweites, weniger leicht zu verdeutschendes zu setzen, oft «exklusiv». Er hat seine stille Freude an Ausgaben, in deren Besitz er sich mit einer möglichst geringen Zahl Auserwählter teilen kann; oft mag er mit Glücksgütern nicht gesegnet sein und sich vieles versagen, um seinen Lieblingen hin und wieder ein schönes seltenes Buch beifügen zu können. Ist er ein Franzose, so wird er, wie in vielen Dingen, so auch in unserer Gilde leicht zum Eigenbrötler; sucht sein Glück darin, «Unica» zu erhalten, Stücke, die nur er besitzt. Das tut er, indem er sich von Künstlerhand Blätter schaffen läßt, die er in ein Dichterwerk mit einbinden läßt.

Der französische Brauch, das Buch geheftet in den Handel zu bringen, kommt ihm dabei entgegen. Wer von uns hat sich nicht schon in einer Pariser Buchhandlung, wo alle Ladentische mit den bekannten billigen gelben Bänden belegt waren, nach einer bessern Ausgabe erkundigt und darauf die erfreute Frage vernommen: «Ah, monsieur est bibliophile?» Worauf er in den Hinterraum geführt wurde und sich vor Drucke in erlesener Schrift auf edlem Papier gestellt sah. Alle geheftet. Denn der Bücherfreund läßt sich dort seinen Einband von Hand herstellen, seinem eigenen Geschmack entsprechend, wie es ja in